

Zeitschrift: Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Fernseh- und Radioarbeit
Band: 24 (1972)
Heft: 21

Rubrik: Gedanken am Bildschirm

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

in einer extremen Situation zu zeigen. Die Insel ist für Robinson der Ort äusserster Entfremdung. Entsprechend reagiert er auf seine Isolation mit Zwangsvorstellungen, die bis an den Rand des Wahnsinns führen. Mehr und mehr entwickelt er sich dabei zum absonderlichen «Wilden», der sich unter einem Ziegenhautschirm verkriecht und in seinen verfilzten Bart

knurrt. Erst als Freitag zu ihm kommt, erwacht in ihm wieder die Erinnerung an die Zivilisation. Nun will er sich von den Naturmenschen unterscheiden, hat Angst vor ihm und versucht, ihn zu erziehen. Er bewacht ihn ängstlich mit der Waffe und kettet ihn an, bis sich dann schliesslich doch ein gegenseitiges Vertrauen einstellt.

GEDANKEN AM BILDSCHIRM

Zünftig missglückt

Notizen zum Fernsehspiel «Beni und Claudia»

Wer «vollends verzweifeln» musste, war nicht «das junge Liebespaar» (Programmorschau) Beni und Claudia, wohl aber der Zuschauer, der sich am Montagabend die eindringlich angekündigte gleichnamige Eigenproduktion des Fernsehens DRS zu Gemüte führte, mit der die Zürcher Schriftstellerin und Politikerin Doris Morf ihr alles andere als ehrenvolles Debüt als Fernsehspielautorin gegeben hat. Von Jugend handelt die Geschichte, «von der Lust... zu leben», und schildert den Tagesablauf von Beni und Claudia, er Medizinstudent, sie Gymnasiastin, denen das Leben zu zweit schwer gemacht wird, ihr von der sie wegen unmoralischen Verhaltens mit Ausschluss bedrohenden Schule und den Eltern, ihm vom bösen Nachbarn und der geifernden Zimmerwirtin. Die beiden Unverstandenen beschliessen die Flucht, die aber bereits an der Zürcher Seepromenade endet; sie albern herum, derweil die Polizei schon nach ihnen sucht, kehren auf Benis Bude zurück, treffen dort Claudias Lehrer, dieser stürzt die Treppe hinunter. Dass Herr Professor nicht ablebt, signalisiert die «Wendung zum Guten» (Programmorschau), denn schliesslich ist da ja noch die liebevolle alte Nachbarin, die ein gutes Wort einlegt.

Doris Morf hat versucht, für Toleranz gegenüber einer Jugend zu werben, die in einer völlig anders strukturierten Gesellschaft aufwächst, als sie deren Eltern noch erlebt und akzeptiert haben. Leider – so möchte man angesichts des Themas sagen, das nebenbei zur Aufdeckung einer weit verbreiteten doppelbödigen Moral ausgezeichnet geeignet gewesen wäre – ist der Versuch misslungen. Die Klischeehaftigkeit quasi aller auftretenden Figuren – vom bösen, in Schwingerverein-Manier zeternden Spiessbürger über die keifende Vermieterin bis hin zum ver-

snohten Vater mit Doppelmoral waren all jene anwesend, die den sogenannten zeitkritischen Eigenproduktionen des Deutschschweizer Fernsehens die nötige Würze geben – dient dem Zuschauer als bequemes Alibi, lässt ihn das virulente Problem beiseite schieben und ist nicht im geringsten dazu angetan, den notwendigen Denkprozess einzuleiten. Diese Fehlleistung geht eindeutig auf das Konto der Autorin, die es versäumt hat, ihre Figuren in einen auch psychologischen Kontext zu stellen. Niemand soll sagen, dass solches in einem sechzigminütigen Fernsehspiel nicht möglich sei; gerade in der Nuancierung der Typen offenbart sich das Können des guten Autors, Personen transparent zu machen. Dass es nicht genügt, die Gesamtsituation einer über weite Strecken unecht wirkenden Figur wie Beni durch die Bemerkung über eine Scheidung seiner Eltern klarer zu machen, hat dieses missglückte Spiel einmal mehr deutlich gezeigt. Ganz zu schweigen vom dramaturgischen Konzept, das nach kurzer Zeit gährende Langeweile hervorrief, hapert es – wie in bisher allen Mundartproduktionen unseres Fernsehens – einmal mehr mit der Sprache. Obwohl Doris Morf versichert, die Sprache der heutigen Jugend sei phantasievoll und treffe «den Nagel auf den Kopf», erstaunt einen immer wieder die Tatsache, wie wenig unsere Drehbuchautoren den Leuten auf Maul schauen, und wie oft sie anstelle der lebendigen, im Alltag gesprochenen Sprache Plattitüden verwenden, die «man» einem bestimmten Personenkreis in den Mund legt.

Nun, Doris Morf, die sich mit ihren Romanen und Kurzgeschichten zu Recht einen Namen gemacht hat, trägt nicht allein die Schuld am Fiasko. Schon oft haben nämlich fähige Gestalter bewiesen, dass selbst mittelmässige Drehbuchvorlagen als Basis durchaus akzeptabler Fernsehstücke dienen können, wenn das Ganze von jener Faszination getragen wird, die von Bild, Handlung und Figuren gleichzeitig ausgeht. Nur eben, es braucht dazu Gestalter, die es verstehen, textliche Un-

ebenheiten durch Regieeffekte und gute Schauspielereinführung wettzumachen. Dass Regisseur Franz Matter ein solcher nicht ist, hat er bereits anlässlich des peniblen vierteiligen Familienstücks «A schöni Familie» eindrücklich genug bewiesen. Zu Anfang noch passabel, förderte seine Regie die bereits erwähnte Klischeehaftigkeit bald in nicht geringem Masse; wo eine Abschwächung vonnöten wäre – wie beispielsweise in den Szenen mit der Zimmerwirtin und dem bösen Nachbarn –, tut er gerade das Gegenteil, wohl in der Meinung, der Zuschauer verstehe nur dann, wenn mit dem Zaunpfahl gedeutet werde. Obwohl mit Julia Hillmann und René Schoenberg keine schlechte Schauspieler-Wahl getroffen wurde, vermochten beide nicht zu überzeugen. Schuld daran trug aber weniger das junge Schauspielerpaar als wiederum die Regie, die die beiden oft zu Karikaturen zukünftiger Akademiker machte.

Kurz, «Beni und Claudia» bereitete den Zuschauern einen eher ärgerlichen Fernsehabend. Es bleibt nur zu hoffen, dass das nächste, bereits in Auftrag gegebene Fernsehspiel von Doris Morf – es dreht sich um die schweizerische Einbürgerungspraxis – weniger enttäuschend ausfällt. Balts Livio

Mafia ist «in»

Zur vierteiligen ARD-Fernsehfolge «Die blutige Strasse»

Es dürfte ja inzwischen jedem bekannt sein: die «Mafia» ist «in». Die aggressive Kommerzwellen der Frauenemanzipation hat eine hektische Gegenbewegung ausgelöst: die nostalgische Sehnsucht nach dem soliden Patriarchat, dem starken Mann, der straffen Familienhierarchie, den autoritätsgläubigen Kindern und den stillen: aufopfernden Hausfrauen. Alles soll wieder an seinen alten angestammten Platz, dem «Tod der Familie» wird der Kampf angesagt, denn früher – ja, da war die Welt noch in Ordnung! Um diese Reaktion möglichst attraktiv zu gestalten, muss man sie mit dem «Verweigerungsmythos» der Jugend und nackter Action paaren. Da braucht man schliesslich nicht lange zu suchen: die «Mafia»! Das passt wie angegossen. Sie ist in ihrer inneren Struktur reaktionär, sie ist eine kapitalistische Gemeinschaft nach altem Schrot und Korn, aber gleichzeitig voller Anruchigkeit, Geheimnisse, Mord und Aussenseitergesinnung. Schon die alten amerikanischen Gangsterfilme haben ja immer wieder die Einzelgänger der Unterwelt verklärt. Nur waren die Filme zum Teil trotz allem noch stark sozial engagiert. Heute ist das anders, heute will man nur noch die grandiose Oper des starken Mannes, der übermächtigen Familie. Schlagender Beweis dafür sind der Film «The Godfather» («Der Pate») mit Marlon Brando als grossem «Don Corleone» oder das Buch «Ehre deinen Vater» von Gay Talese. Dieses Buch ist in seinem Ti-

tel schon bezeichnend, aber auch die Manipulation des Autors ist beredt genug. Talese schildert nämlich die Lebensgeschichte des New Yorker Mafia-Bosses Joseph Bonnano. Es ist ein rührendes Bild von einem aufopfernden Vater und sorgenvollen Ernährer, nur hat er eines eben nicht mit in sein Buch aufgenommen: die Tonbandprotokolle der Polizei, auf denen die Bonannos lachend Widerlichkeiten ausplauderten, die sie ihren Feinden zukommen ließen. Der Imperativ im Titel ist an alle Söhne der Welt gerichtet und Bonannos Söhnen gewidmet, «in der Hoffnung, dass sie ihren Vater besser verstehen und darob nicht weniger lieben werden». Hier wird jeder kritische Blick hinweggespült (empfehlenswert ist nur John Koblers «Al Capone»-Buch) zugunsten eines gefährlichen «Gla-mours». Kein Wort mehr von der amerikanischen Wirtschaftsstruktur, der sizilianischen Armut, den Bedingungen, unter denen die ethnischen Minderheiten auswanderten (das gelobte Land Amerika) und dort im gleichen Dreck sassen wie in ihrer Heimat, um sich dann zwangsläufig in Geheimbünden zusammenzuschließen, nur noch starke Männer, Respekt heischende Outcasts, Mythisierung der Männlichkeit – ein neuer Kitzel fürs gelangweilte bürgerliche Gemüt.

Es verwundert denn also nicht, wenn das Fernsehen an dieser massenkulturellen Verwertung partizipieren möchte. Sie haben's genau kalkuliert: Während in den Kinos «Der Pate» läuft (ein übrigens trotz aller Vorbehalte faszinierend gemachter Hollywood-Film), strahlt das erste deutsche Programm in vier Teilen ihren Mafia-Beitrag aus: «Die blutige Strasse». Italien hat mitproduziert, und ein Italiener führt Regie, Mario Landri.

Die Story ist wie gewöhnlich bei mehrteiligen Fernsehfilmen bemerkenswert in die Länge gezogen und dadurch wässrig.

«Vampira» von George Moore (siehe Hinweis auf Seite 7) spielt im Schattenreich der «Schwarzen Romantik»

Worum geht es? Eine Mailänder Firma will im Süden (Kalabrien) eine Autostrasse bauen, um den Süden mit dem Norden zu verbinden. Die Arbeiten werden von ortsansässigen Unternehmen durchgeführt, die von dem Neffen Pietro Rusconi (Roger Fritz) des Mailänder Bauunternehmers beaufsichtigt werden. Rusconi gerät aber schon bald zwischen die Fronten zweier Mafia-Banden, die sich gegenseitig bei der Auftragsverteilung ausschalten wollen. Um vier Teile daraus machen zu können, geht's in jedem Teil zu wie in einem Wallace-Film mit der geschätzten Durbridge-Verwirrtechnik. Da wird einer gleich mal erschossen, dann wird ein Auto zum Stehen gebracht, damit ganz finstere Gesellen vorbeifahren können, die nicht helfen wollen, dann explodiert sogar ein Auto mit zwei Insassen drin, einer flieht, viele rennen, alle blicken düster, nur der Held behält einen klaren Kopf. Wirklich bemerkenswert, denn am Ende eines jeden Teils kennt man sich nicht mehr aus, wer wo wie warum wieso hier eigentlich was macht. Aber den langsam Denkenden sei es gesagt: das ist die «Mafia»! Nun ist Rusconi Gott sei Dank kein langsam Denkender, sondern ein aufgeklärter Norditaliener, der sich, bewaffnet mit seinem klaren Verstand und seinem schnellen Lamborghini, dynamisch daran macht, diese Raubritterkaste zu enttarnen. Hineingesponnen in diese Gruselgeschichte ist auch noch eine zarte «Love Story», die wohl zeigen soll, wie schön es doch eigentlich wäre, wenn sich der Norden und der Süden endlich versöhnen würden. Es ist abzuwarten, was das Ende bringt; mir schwant gar Furchterliches!

Die Story wäre für einen Film mit sozial-kritischem Hintergrund durchaus tauglich; mit der Strassenbau-Geschichte hätte man darstellen können, wovon der Zuschauer auf der Alpennordseite kaum etwas weiss: der archaischen Sippenstruktur, dem Kampf gegen die Isolation und seinen Gegenbewegungen, dem Auswandern in die Industriestaaten, den mangelnden Arbeitsplätzen, weil die Un-

ternehmer keine Arbeitsplätze schaffen wollen, der Korruption usw. Davon aber ist nichts zu sehen oder zu spüren; ab und zu gibt zwar der Kommissar darüber Auskunft, aber das klingt dann wie das teilnahmslose Dozieren eines Oberlehrers. So beschränkt sich denn auch der Film in der Hauptsache auf die Recherchen des Helden, und man kann sicher sein, im nächsten Teil explodieren wieder Autos und Bomben. Das tut niemandem weh, schon gar nicht der «Mafia», die ja angeblich die Dreharbeiten überwacht haben soll. Dieser Fernsehfilm, so aufgebläht er sich auch gibt, ist nichts als eine Made im «Paten»-Speck. Wolfram Knorr

Wurzeln der Freiheit

Aus Deutschlands Sozialgeschichte

Vom 17. September bis zum 22. Oktober lief jeden Sonntag im Zweiten Deutschen Fernsehen ein (ZDF) halbstündiger Beitrag über die Sozialgeschichte Deutschlands. Beginnend mit der Bauernrepublik und dem Bauernparlament (1525), erstreckte sich die Sendereihe über die bürgerliche Revolution, Demokratie und Bundesstaat bis zur Schulreform und Lehreremanzipation der Gegenwart. Die jeweils 30 Minuten dauernden Kapitel machten in straffer und konzentrierter Form mit einem Teil der Geschichte bekannt, der bisher vom Geschichtsunterricht an den Schulen aufs sträflichste vernachlässigt wurde. Die Schulen, die die Tendenz haben, Geschichte mit Zahlen und Namen (Feldherren, Könige und Politiker) zu lehren, sind mit schuld an der Eindimensionalität historischer Entwicklungen im Bewusstsein der Bevölkerung.

Die Fernsehsendung bemühte sich dagegen, nach dem Verhältnis von Zielen und Erreichtem zu fragen und damit sehr bewusst den Blick darauf zu lenken, dass die sogenannte «deutsche Frage» immer zugleich ein soziales, ein verfassungspolitisches, ein aussenpolitisches und auch ein wirtschaftliches und kulturpolitisches Problem gewesen ist, wobei diese Probleme in sehr wechselnder und sich in unterschiedlichster Form überlagernder Beziehung zueinander standen: dass es sich also nicht nur um das isolierte Problem und Ziel der politischen Findung (und Einigung) der Mehrheit der Deutschen in einem Staat handelte. Damit verfolgt die Sendereihe eine sehr klar formulierbare Absicht. «Deutschlands Sozialgeschichte» hiess hier nicht, die deutsche Geschichte nach Rezepten zu befragen, sondern einerseits sehr nüchtern immer wieder die Frage zu stellen nach dem Preis der tatsächlichen Entwicklung und des tatsächlich Erreichten im Hinblick auf die ursprünglichen vielfältigen Erwartungen der verschiedenen politischen und sozialen Gruppen und damit andererseits in jedem (Zuschauer) die Frage zu provozieren nach den Prioritäten, nach der Rangordnung der einzelnen Zielvorstellungen auf den entsprechenden (sozial, kulturell usw.) Gebieten.



So ist in diesem grossen Entwicklungsprozess die Geschichte der ersten Bauernrepublik (1525 in Heilbronn) der wohl vernachlässigste Abschnitt deutscher Sozialgeschichte. Schon die Rolle Luthers wird meist in einem schiefen, zumindest einseitigen Licht gesehen. Durch seine Stellungnahme im Ablassstreit hat er die Landstände, Fürsten und Magistrate brüderlich verbunden. Sein durchaus despotisches Auftreten in den Bauernkriegen (man denke nur an Thomas Müntzer) verhinderte (mit) ein freies Bauerntum. Freilich kann man Luther nicht allein für eine Entwicklung verantwortlich machen, deren Kompliziertheit

und Violdimensionalität die Sendung ja bewusst zu machen versucht. Hier liegt der Wert, die positive Bedeutung dieser Reihe. Frei von ideologischer Verkrampfung bemühte sie sich, die ganze Breite der historischen Entwicklung für den Zuschauer nachvollziehbar zu machen. Einziger Vorbehalt wäre vielleicht, dass 30 Minuten zu kurz sind, dass man zuviel zu schnell aufeinanderfolgen lässt. Zwar bleiben Bilder länger und eindrücklicher im Gedächtnis haften als Kommentare (und die Bildbeispiele waren ausgezeichnet), aber die Gefahr einer Verwirrung war gegeben. Wolfram Knorr

KIND UND FERNSEHEN

TV für Kinder und Jugendliche

Beim Deutschschweizer Fernsehen unterstehen die Fernsehsendungen für Kinder und Jugendliche der Abteilung Familie und Erziehung. Über ihre Bemühungen und Pläne für das kommende Jahr berichtet der folgende Artikel. Geplant gewesen war, in dieser Nummer einen Bericht über eine Pressekonferenz dieser bedeutsamen und zu Unrecht etwas im Schatten stehenden Abteilung des Fernsehens zu publizieren. Eine Krankheitswelle, welche die Abteilung heimsuchte, verurteilte das Vorhaben indessen zum Scheitern. So berichtete denn bloss das offizielle Programmorgan «tv-radiozeitung» in der Vergangenheitsform über die «Pressekonferenz, die am vergangenen Donnerstag (notabene am Erscheinungstag der Zeitschrift) stattgefunden hat», und die übrige Presse durfte wieder einmal mit Genugtuung zur Kenntnis nehmen, dass journalistische Übereile auch ihre Kehrseite hat.

Es ist bekannt, dass sich die Verantwortlichen für die Kindersendungen am Deutschschweizer Fernsehen eine enorme Mühe geben, den jüngsten, aber wahrscheinlich begierigsten Fernsehzuschauern ein gutes Programm zu bieten. Diese Mühe wird nicht immer belohnt. Die Bedeutung eines guten Kinder- und Jugendfernsehens ist leider noch lange nicht allerorts – auch beim Fernsehen nicht – erkannt worden. Viel zu geringe finanzielle Mittel, aber auch die gering-schätzige Einstufung der Kindersendun-

gen machen den Ressortleitern zu schaffen. Wenn ZOOM heute die Neuerungen beim Kinder- und Jugendfernsehen vorstellt, dann soll dies zugleich ein Hinweis darauf sein, was für die TV-Zuschauer bis zum 16. Altersjahr getan wird. Ob es genug ist, bleibt allerdings eine offene Frage.

Das Spielhaus (Vorschulalter)

Für das «Spielhaus» zeichnen 1973 verschiedene neue Autoren verantwortlich, unter anderen die beiden Kabarettisten Franz Hohler und Kaspar Fischer mit je sechs Sendungen. Angestrebt wird die spielerische Förderung des Kindes im Vorschulalter. Die Struktur «Spielhaus» ermöglicht es, die kleinen Kinder statt zu passivem Konsumieren zu aktivem Fernsehen hinzuführen. Als Unterhaltungsbeiträge werden vermehrt kurze Filme einbezogen. In Koproduktion mit dem Westdeutschen Rundfunk, mit Norwegen, Österreich und der Tschechoslowakei werden kurze, originelle Trickfilme produziert. Auch Eigenproduktionen zum Thema «Schweizer Bilderbücher» werden 1973 im Vorschulprogramm erscheinen.

Die Welt ist rund (für 7- bis 12jährige)

Diese fünf Lebensjahre in einem Programm unterzubringen ist sehr problematisch. In entwicklungspsychologischer Hinsicht bestehen hier die grössten Unterschiede in den Denk- und Erlebnisstrukturen. Für die Zuschauer im Märchenalter werden zwei besonders originelle englische Serien, nämlich «Zauberchrüüter» und «Clangers» schweizerdeutsch bearbeitet. Daneben gibt es ei-

nen Besuch im Schweizer Puppentheater sowie den Kinderfilm von Manfred Schwarz «Ein Hauch von Zeit für Michael», dem noch weitere Arbeiten von Schweizer Autoren folgen sollen.

Für die 10- bis 12jährigen Zuschauer wird 1973 achtmal eine neue Sendung von Max Bolliger produziert, in der die Zuschauer mit den Eigenarten eines Ortes und eines Kantons unseres Landes vertraut gemacht werden. Die Jugend selbst wird mit Musik und originellen Leistungen auf anderen Gebieten zu Worte kommen. Begonnen wird mit Zug, dann folgen Basel und andere Kantone. Der «TV-Baukasten» mit Hans. A. Traber wird 1973 in neuer Form für diese Altersgruppe produziert. Dazu gesellt sich Dieter Wiesmann mit einer Gruppe von Schülern, die die Theorien sogleich in spielerisches Experiment umsetzen. Die beliebte «Kindernachrichten»-Sendung wird von 1973 an unter Beteiligung der jungen Zuschauer, das heisst mit einer Kinderredaktion, beginnen.

Als Fortführung der erfolgreichen ersten Serie des unterhaltsamen «Tierquiz» werden 1973 weitere Folgen ausgestrahlt. Ebenfalls für diese Stufe werden unter dem Motto «Was man weiss und doch nicht kennt» Sendungen von 40 Minuten Dauer als sachliche Informationsprogramme zusammengestellt. Begonnen wird mit einer Sendung über das «Krankenhaus».

Jugend-TV (für 12- bis 16jährige)

Die Sendungen werden in verschiedene Kategorien eingeteilt.

– «Ex» am ersten Samstag des Monats ist ein gemischtes Filmmagazin ohne Präsentation, das Fremd- und Eigenproduktionen sowie Beiträge aus dem internationalen Austausch enthält.

– Am zweiten Samstag des Monats überwiegt vor allem die österreichisch-schweizerische Koproduktion «Spotlight», eine musikalische Unterhaltungssendung für junge Leute.

– «Orbis» in der dritten Woche des Monats ist ein geographisch bestimmtes Dokumentarfilmprogramm.

– Für die vierte Woche wird ein neues Magazin gestaltet, nämlich eine präsentierte Studiosendung mit wiederkehrenden Rubriken, die den Bedürfnissen der 12- bis 16jährigen entsprechen; das Magazin wird mit musikalischen Nummern und Filmbeiträgen Unterhaltung und Information vermitteln.

Dazu kommen verschiedene thematisch konzipierte Einzelsendungen.

Schulfernsehen

Das Schulfernsehen wird im Jahr 1973 seine Ausstrahlungen dadurch stärker ausweiten, dass vermehrt Produktionen aus dem allgemeinen Programm für die Schule bearbeitet werden. Zur Diskussion stehen auch neue Formen der Koproduktion mit dem deutschsprachigen Ausland. Gleichzeitig wird die Frage geprüft, wie in Zukunft das Begleitmaterial zu den Sendungen gestaltet beziehungsweise umgestaltet werden soll.